

# Ein berühmter katholischer Erfinder.

(Joh. Martin Schleyer, gest. 16. August 1912.)

Ein Lebensbild

von

Dr. Albert Gleumer.

Herausgeber Josef Gürtler.

Druck und Verlag der St. Josef-Vereins-Buchdruckerei in Klagenfurt. 1914.



Johann Martin Schleyer, Erfinder des Volapük.

[Im Original gesperrt Gedrucktes wird durch *Kursivschrift* dargestellt.]



**A**m Abend des 16. August 1912 meldete der Telegraph nach vielen Richtungen, daß nachmittags gegen 2 Uhr Monsignore Johann Martin *Schleyer*, ehemaliger Pfarrer von Litzelstetten und der Bodensee-Insel Mainau, in *Konstanz* dahingeshieden sei. Auch ich erhielt ein solches Telegramm von dem Testamentvollstrecker des Verstorbenen; hatte letzterer mir doch schon im Dezember des Jahres 1910 die Fortführung seines Lebenswerkes übertragen. Damals schon quälte ihn das tückische Blasenleiden, welches jetzt dem Leben dieses auserwählten Mannes ein schmerzvolles Ende gesetzt hatte. Nicht weniger als fünfmal schon zuvor war der Verewigte, der noch eben in sein 81. Lebensjahr eintreten konnte, von zu eifrigen Berichterstattem als *tot* erklärt worden; freilich war er jedesmal dem Grabe sehr nahe gewesen; ja, er hatte nach eigener Schätzung im ganzen 25 verschiedene Krankheiten in über 70 Einzelfällen durchgemacht! Humorvoll erzählte er mir von seinen „Todeserklärungen“ im Jahre 1900, als ich ihn in Konstanz besuchte, und er fügte bei, daß er nun wohl erwarten

dürfe, nach dem bekannten Sprichworte [*Anm.*: „*Totgesagte leben länger.*“] noch *recht alt* zu werden. Jedenfalls hat er das Lebensalter seiner Mutter, die mit 78 Jahren starb, überschritten; sein Vater, ein früherer Volksschullehrer, der am 18. Juli 1802 geboren war, konnte bei dem inzwischen berühmt gewordenen Sohne noch seinen 90. Geburtstag feiern; er starb 1891 in Konstanz. Am gleichen Monatstage, und zwar im Jahre 1831, wurde Johann Martin in *Oberlauda* im badischen Taubertale geboren; auch der Großvater und Urgroßvater, sowie mehrere Oheime waren *Lehrer* gewesen. In der praktischen Gestaltung der zahlreichen Schriften des Verstorbenen tritt dieses vielfach vererbte *Lehrer*-talent deutlich hervor. Seine Mutter Elisabeth, geb. Veith, stammte aus Neckargerach bei Moosbach in Baden. Sie war verwandt mit dem Kirchengeschichtsprofessor Dr. Veith zu Freiburg i. B., dessen Vorlesungen Johann Martin noch hören konnte. Auch der Stadtpfarrer in Lauda, Anton Haaf, war mit der Schleyerschen Familie verwandt. Als er auf dem Sterbebette lag, brachte Mutter Schleyer ihren Johann Martin zu ihm, damit er ihn noch einmal segne. Der Sterbende tat es und sprach zur Mutter: „Gib nur recht auf dieses Kind acht; denn nach seinem Köpfchen zu schließen, wird einst etwas aus ihm werden!“.

Bis zum elften Jahre lebte der Knabe im engen Familienkreise; er hatte aber nur noch eine Schwe-

ster namens Katharina Rosalia. Alsdann kam er zu seinem Onkel, dem zweiten Hauptlehrer und Organisten Franz Martin Schleyer in Königheim bei Tauberbischofsheim. Dort erhielt er Unterricht im Lateinischen und in der Musik, welche letztere er so nachhaltig verstehen und schätzen lernte, daß er als Erwachsener mehr als ein Dutzend musikalischer Instrumente (darunter Flöte, Orgel, Trompete, Gitarre, Zither, Cello, Harfe und Okarina) spielen konnte und eine größere Anzahl von Kompositionen veröffentlichte; auch fand er das Gesetz der musikalischen Übergänge auf (vergl. das Schriftchen seiner Verwandten Katharina und Elisabeth Hartmann und Aloisia Hauck: „Denkwürdiges aus dem Leben und Wirken des Prälaten J. M. Schleyer“, Konstanz 1898). Die Eltern bestimmten den Knaben für den Lehrerstand; doch gestatteten sie ihm auf dringende Vorstellungen eines geistlichen Veters, daß er vom 15. bis zum 19. Jahre das Gymnasium zu Tauberbischofsheim besuchte. Johann Martin hatte täglich einen Schulweg von vier Stunden zu machen, und weil er dabei sechsmal an Gottesäckern vorüberwanderte, nahm er fast jedesmal die Gelegenheit wahr, für die darin Ruhenden zu *beten*. Den Abschluß seiner Gymnasialstudien machte der fünfmal als *Preisträger* Heimkehrende in Karlsruhe. Als Einundzwanzigjähriger bezog er alsdann die Universität Freiburg i. B., um daselbst Theologie, Philosophie, Geschichte und Philologie zu studieren.

Durch Stundengeben und Organistendienste erwarb er sich mühsam seinen Unterhalt. Im 25. Lebensjahre empfing er am 5. August 1856 im Priesterseminare zu St. Peter bei Freiburg die heilige Priesterweihe aus der Hand des Freiburger Erzbischofs Hermann von Vikari. Als Jungpriester wurde er nach Sinzheim und bald darauf nach Rastatt gesandt; doch schon nach kurzer Wirksamkeit schickte ihn der Erzbischof in das Weltbad Baden-Baden; hier hatte Schleyer vorzügliche Gelegenheit, weitere Sprachstudien zu machen, die er von 1858 bis 1860 in Wertheim fortsetzte. Er erlernte dort auch die *russische* Sprache unter der Anleitung eines geborenen Russen. Auch hatte er als Lyzeums- und Religionslehrer in sechzehn Filialen Gelegenheit, seine erzieherischen Fähigkeiten zu offenbaren. An zahlreiche arme Schüler gab er im Laufe seiner Seelsorgetätigkeit kostenlosen Unterricht. Noch bis in die letzten Wochen seines Lebens hinein weisen seine *Tagebücher* Bemühungen dieser Art nach; So unterrichtete er noch 14 Tage vor seinem Hinscheiden zwei Personen im Lateinischen und Englischen. In der Wertheimer Zeit wurde er sogar zum *bürgerlichen Standesbeamten* und Standesbuchführer der ansässigen *Juden* erwählt; diese waren mit dem toleranten und weitherzigen jungen Kaplane sehr zufrieden, und mancher von ihnen hat ihn später des öfteren in Konstanz besucht. In Wertheim lernte er die Gräfin Ida Hahn-Hahn,

das Dichterpaa Alexander Kaufmann und Amara George, sowie auch den Würzburger Professor Dr. Hettinger kennen. Alle übten einen großen Einfluß auf die Entwicklung seines idealen und dichterischen Geistes aus; hatte er doch schon als Zwölfjähriger ein größeres Ruhmgedicht auf die heilige Lioba, die Verwandte des hl. Bonifatius, verfaßt, welches ihm die warme Anerkennung seiner Lehrer eintrug. Von Wertheim aus machte er verschiedene *Pilgerreisen*, darunter eine nach Aachen. Da er nur 30 Gulden, wie er selbst erzählte, erspart hatte, mußte er unterwegs immer wieder die Gastfreundschaft von Konfratres und Klöstern in Anspruch nehmen; es war eine beschwerliche Fußtour für ihn. Um jene Zeit wurde er zum Direktor des kirchlicherseits neu errichteten Gymnasiums in Altbreitsach ausersehen; doch die „Ränke seiner Gegner“ vereitelten den Plan. Vom Jahre 1862 bis 1867 war Schleyer als Benefiziat zu Meßkirch in Südbaden tätig. Seiner Seelsorge waren noch sechs Tochterstationen anvertraut; außerdem erteilte er zwanzig Unterrichtsstunden in jeder Woche. Da er ein gewandter und gedankenreicher Prediger war, wurde er alsbald überall als solcher geladen. In seinem langen Leben hat der eifrige Priester über 3000 Predigten und kirchliche Ansprachen gehalten, die letzten davon im Konstanzer Marienhouse, wo er 13 Jahre lang unentgeltlich den Gottesdienst versah. In Meßkirch wandte sich Schleyers reger Geist dem

Studium der Astronomie zu; die Sternwarte des befreundeten Pfarrers Josef Baur in Dietershofen (Hohenzollern) bot dazu willkommenen Anlaß. Später gab der ideal gesinnte Mann ein in zwei Auflagen erscheinendes, aus 22 Gesängen bestehendes Dichtwerk heraus, das an diese, wie er selbst sagte, „selige Zeit“ erinnerte; es trug den Titel: „*Eutychia, der Stern des unentweihten Paradieses*“ und schildert die Wonne und Freude des Olbios, der Beata und ihrer Freunde und Verwandten auf einem Weltenkörper, wo die Sünde *keinen* Platz hatte. Im übrigen erscheinen gerade in der Meßkircher Zeit die ersten Druckwerke Schleyers, darunter „Philatheles“, „Psalmen der Heiligen“ und „Perlen der Himmelskrone Mariens“. Die Mutter Gottes insbesondere verherrlichte er in mehr als hundert Liedern, von denen viele eines Neudruckes wert erscheinen. Im ganzen hat der arbeitsfreudige Mann über 120 religiöse Schriften und Schriftchen veröffentlicht. In sieben Sprachen (Deutsch, Weltsprachlich, Französisch, Griechisch, Italienisch, Spanisch und Latein) hat er, zum Teil höchst originell, gedichtet und fünf *neue* Dichtungsweisen ersonnen. Sehr schöne Stücke enthält vor allem sein umfangreiches, aus 151 Psalmen bestehendes lateinisches Dichtbuch „Psallamus“, welches im Jahre 1903 zum ersten Male erschien (2. Aufl. Konstanz 1907).

Von Meßkirch aus begab sich Schleyer recht oft nach Beuron, woselbst er in ein inniges Freund-



schaftsverhältnis zu dem Abte Dr. Maurus Wolter trat; auch lernte er dort die Fürstinwitwe Karoline von Hohenzollern und den Kardinal Hohenlohe kennen. Der Schweizer Abt von Dissentis aber machte ihn auf die eigenartige rhätoromanische Sprache aufmerksam und wurde darin sein Wegführer. Auf seinen Ausflügen in die Umgebung des prächtig gelegenen Beuron traf er einen biederen Tiroler, der als Meßdiener lange Jahre gewirkt und mit Andreas Hofer oft gesprochen hatte, dann aber wegen eintretender Taubheit und Blindheit sein Amt niederlegen mußte. Beim Anblick des Armen kam Schleyer auf den Gedanken, ein *Tastalphabet für Blinde*, die zugleich taub sind, zu ersinnen. Es zeigt sich hier wiederum ein Zug von Schleyers edler Sinnesart, die stets bestrebt war, ein Heilmittel für die Leiden der Menschheit zu finden. bis in seine letzten Tage hat ihn dieser Drang, Hilfe zu leisten, begleitet. So gab er noch im 81. Lebensjahre (1911) eine größere Anzahl Flugschriften heraus, in denen er „erprobte Heilmittel“ gegen viele Dutzende von Krankheiten empfahl. Vorauf waren ähnliche praktische Schriftchen gegangen, die u. a. folgende Titel trugen: „Rückkehr zum patriarchalischen Leben“, „Zehn Gebote für Hausfrauen“, „Zehn Gebote für Ehemänner“, „Eine vorzügliche Speise“ (aus Brot, Käse, Butter und Honig), „Nützlicher Rat für Reb- gutbesitzer“, „Zehn große Erziehungsgebote“, „Wie der Menschenfreund (Schleyer selbst!) diphteritis-

krankte Kinder heilt“, „Vorschlag des Menschenfreundes, wie man Wüsteneien in fruchtbares Land verwandelt“, „Goldene Lebensregeln für alle Dienstboten“, „Idee, Fabrikklöster betreffend“, „Wie sind Kriege zu vermeiden?“, „Tagesordnung und frommes Leben“, „Hausapotheke“. Nicht weniger als zehntausend Devisen oder „Merksprüche“ hat dieser unermüdliche Mann in über 20 verschiedenen Sprachen in die Welt hinausgesandt. In seinen Tagebüchern findet sich 30 Jahre lang fast täglich die Aufzeichnung: „Abgesandt an N. N. mehrere Broschüren, geschickt an X. Y. Bücher, Devisen, Bilder usw., verschenkt an Z. Zirkulare usw.“.

Doch kehren wir zu der Lebensbeschreibung des „Menschenfreundes“ zurück.

Endlich erhielt Schleyer seine erste Pfarrei in Krumbach bei Meßkirch; er war dort von 1867 bis 1875 tätig; er selbst berichtet, daß er bei „kaltem Wetter“ in diese Gemeinde einzog und sie auch bei „kaltem Wetter — *kalt* verließ“.; er hatte dort viele bittere Stunden durchgekostet und geriet zweimal durch den Haß seiner Gegner in Lebensgefahr. Nicht nur hatte er selbst viel Krankheit durchzumachen, sondern er hatte auch den Tod seiner einzigen, innigstgeliebten Schwester Katharina Rosalia daselbst zu beklagen, während seine Mutter schwer erkrankt in seinem Heimatsorte darniederlag. Ein Lichtblick in den bitteren Stunden war für ihn seine erste italienische Reise im Frühjahr 1875. Am 19. April

hatte er eine Audienz bei Papst Pius IX., den er um seinen besonderen Segen für seine erste religiöse Zeitschrift: „*Die Sionsharfe*“ bat. Vom General-Kanzler wurde er zur Tafel gezogen. Auch revidierte er auf Wunsch des Generalvikars die Orgeln fast sämtlicher Hauptkirchen Roms. Mit Entzücken weilte er kurz darauf in Neapel, besuchte den Vesuv und nahm die Rückreise über Civitavecchia, Pisa, Genua, Turin und den Lago maggiore, wo er die unvergleichliche Borromäische Isola bella betrat. Kaum hatte er indessen seine Pfarrei wieder erreicht, da wurde er vor das badische großherzogliche Kreisgericht geladen, — *es war in der Gluthitze des Kulturkampfes*. Er sollte sich wegen einer Stelle in einer früheren Predigt über den Sozialismus verantworten; er tat es mit dem Feuer der Begeisterung für sein gutes Recht und — wurde freigesprochen von der Übertretung von Staatsgesetzen. Seine Feinde, die „Altkatholiken“, aber ruhten nicht; sie brachten ihn vor ein Schwurgericht, und dieses verhängte eine viermonatige Kerkerstrafe über den eifrigen und mutigen Priester. In Rastatt verbrachte er diese Zeit vom Juli bis zum Oktober 1875; sein restloser Geist schuf innerhalb der Festungsmauern das „Legenden-Epos von der hl. Ursula“, sieben „Festungspsalmen“ (datiert: Rastatt, den 5. November 1875, Schloßzelle Nr. 7), die „Stufen der Vollkommenheit“, die er sein „größtes kleines Geisteswerk“ nannte; dazu kamen noch manche

Sprüche, Balladen, Sinngedichte, Rätsel usw. Als er aus der Festungshaft, in der er noch an Typhus erkrankt war, heimkehrte, fand er seine haßerfüllten Feinde wieder am Werke; einer davon, der Müller M. Aus K., ein schlimmer Priesterhasser, hatte des öfteren damit gedroht, dem Pfarrer Schleyer ein Bein abzuschlagen, sobald er wieder da sei. Dieser Mann starb aber kurz darauf infolge eines brandig gewordenen Beines, welcher Umstand einen tiefen Eindruck auf alle Gegner in Krumbach machte.

Am 17. Dezember 1875 verließ Schleyer mit seiner schwerkranken Mutter die ungastliche Gemeinde und siedelte nach Litzelstetten bei Konstanz mit Genehmigung der vorgesetzten kirchlichen Behörde über. Nun kamen freudenvolle Tage. Schleyer selbst schreibt in einem seiner Tagebücher, die bis zum Jahre 1863 zurückreichen und kürzlich durch gütige Überweisung der Universalerbin des Verstorbenen, Fräulein Katharina Hartmann, sämtlich (18 an der Zahl) in den Besitz des Schreibers dieser Zeilen übergegangen sind, die folgenden Worte: „*Die ersten sieben Jahre in Litzelstetten waren die schönsten meines Lebens*“. Er dichtete unaufhörlich mit heiliger Begeisterung; davon legen die schon erwähnte „Sionsharfe“ und die seit 1879 erscheinenden „*Goldkörner für Prediger und Katecheten*“ be-  
redtes Zeugnis ab. Nun fand er auch Muße, sich mit aller Kraft dem Sprachstudium aufs neue hinzugeben; er studierte u. a. Schwedisch, Ungarisch, Chi-

nesisch, Namaqua, Pongue, Odschi, Herero, Lapp-  
ländisch, Anamitisch, Dajakisch, Kroatisch, Mala-  
gassisch, Gotisch, Sanskrit, Slowenisch, Siame-  
sisch, Türkisch, Wendisch und Prakrit. Später soll-  
ten ihm diese unermüdlichen Studien von hohem  
Nutzen werden; denn er konnte in mehr als 25  
verschiedenen Sprachen Grammatiken und Wörter-  
bücher in Verbindung mit seiner eigenen All-  
sprache „*Volapük*“ herausgeben. Auch veröffent-  
lichte er in jener Zeit über 1000 Devisen und  
Denksprüche in mehr als 20 Sprachen. Im ganzen  
hat sich Schleyer bis zum 80. Lebensjahre nach  
eigener Angabe mit 88 verschiedenen Sprachen und  
Dialekten *eingehender* beschäftigt, eine gewaltige  
Geistesarbeit für ein Menschenleben, klein freilich  
immer noch gegenüber den 2000 Natursprachen,  
die es auf der bewohnten Erde geben soll! — Da  
mit der Pfarrei Litzelstetten auch die Seelsorge der  
Katholiken auf der Insel Mainau verbunden war,  
kam es ganz von selbst, daß Schleyer mehrfach als  
„hoffähiger Kirchenbeamter“ zur *großherzoglichen  
Hoftafel* im Schlosse der Insel Mainau zugezogen  
wurde. Bei einer solchen Gelegenheit, am 7. Sep-  
tember 1877, überreichte der Verewigte dem letzt-  
verstorbenen Großherzog von Baden sein Alphabet  
für Taubblinde und fand warme Anerkennung  
dafür. Zuvor, im April 1876, trugen eine größere  
Anzahl Männer in der Pfarrkirche zu Litzelstetten  
unter großem Andrang des Volkes ein „*Theo-*

*drama*“ ihres Seelsorgers vor. Ein Jahr später konnte der glückliche Dichter die goldene Hochzeitsfeier seiner guten Eltern mit einer durch Dank gegen Gott erfüllte Festpredigt verherrlichen. Damals segneten beide Eltern mit Tränen in den Augen zum letztenmal gemeinsam den frommen Sohn, der von Jugend an es sich zum Ziele erwählt hatte, das vierte Gebot aufs treueste zu beobachten. Er sagt selbst darüber in seiner kleinen Schrift: „Wie brachte ich es zu den 80 Jährchen meines vielbewegten Lebens?“ (Konstanz 1911): „Ich wollte immer recht alt werden und lange alt sein. Darum beobachtete ich jederzeit das vierte Gebot Gottes und machte meinen lieben Eltern stets nur Freude!“.

Auch sein geistlicher Vetter, der Pfarrer Johann Haaf von Raithasbach, nahm an der Festfeier teil; von ihm erklärte Schleyer freimütig bei der gemeinsamen Tafel: „Diesem meinem liebsten Vetter verdanke ich meine Studien; er hat mich ja mit Gewalt ans Gymnasium geführt, fast gegen den Willen meiner zögernden Eltern!“. Unter denen, welche eine Festrede zu halten hatten, befand sich auch der spätere Münsterpfarrer von Konstanz und geistliche Rat *Brugier*, mit dem Schleyer ein unverbrüchliches Freundschaftsbündnis abschloß. Brugier hat in seiner, bereits in siebenter Auflage erschienenen (durch die geistreiche und rührige Dichterin Fräulein E. M. Hamann ergänzten) Literaturgeschichte

seinem Freund ein ehrenvolles literarisches Denkmal errichtet, an dem freilich die, alles ausgesprochen Katholische grundsätzlich *totschweigenden*, voraussetzungsvollen sogenannten liberalen und jüdisch-freisinnigen Literarkritiker stumm und dumm vorübergehen.

Kaum ein Vierteljahr nach diesem schönen Familienfeste mußte der Sohn den Sarg seiner heißgeliebten Mutter zum Friedhof geleiten. Aber noch einmal erschienen Tage des reinen und innigen Glückes für den arbeitsamen Mann. Am 18. Juli 1881 konnte er nämlich ein dreifaches Fest begehen, und zwar den 80. Geburtstag seines Vaters, der seit 1869 bei ihm im Pfarrhause von Krummbach und Litzelstetten als pensionierter Hauptlehrer gelebt hatte, seinen eigenen Geburtstag und vor allem sein 25jähriges Priesterjubiläum. Zu jenem tage widmeten ihm die 45 Mitarbeiter der „Sionsharfe“ eine prachtvolle *Harfe*, welche auch noch im Jahre 1900, als ich eine photographische Aufnahme von dem Verewigten machen konnte, eine Zierde seines Wohnzimmers bildete.

Inzwischen war Schleyers Name teils mit Bewunderung, teils mit überlegenem Lächeln von vielen Hunderttausenden in seinem Vaterlande und weit darüber hinaus genannt worden. Hatte es doch dieser Mann unter vielen Dutzenden, die sich seit über 200 Jahren damit abgemüht hatten, fertig gebracht, eine *wirklich verwendbare* und *leicht zu*

*erlernende Weltsprache* zu ersinnen. „Volapük“ wurde dieses Geisteskind von seinem Schöpfer getauft (vol = Welt, Genitiv: vola = der Welt, pük = Sprache); anfangs freilich, wie sein mir vorliegender erster Entwurf vom Jahre 1879 es ausweist, sollte der Namen „*Pantoglossia*“ lauten. Doch lassen wir nun den Urheber der Allsprache selbst nach einer Handschrift aus dem Jahre 1888 über seine Erfindung berichten. Er schreibt da u. a.:

„Auf meiner Pfarrei zu Krumbach, bei Messkirch, in einem Seitentälchen der oberen Donau, wo ehemals die Herren von Waldsparg auf einer Ritterburg hausten, hatte ich unter den dürftigen Pfarrangehörigen unter anderen einen sehr bedauernswerten Witwer zum Nachbarn. Eines Tages brannte dessen Häuschen, oder besser gesagt, dessen „Zimmer“ mit Inhalt ab. Der Sohn des Verarmten zog jetzt nach *Amerika*. Beim Abschied sagte ihm sein Vater: „O mein Lieber! wenn Du in *Amerika* bist und verdienst etwas, so denke auch an mich, und schicke mir hie und da etwas Geld!“. Der Sohn versprach es weinend. Wochen vergingen, Monate flossen dahin. Kein Lebenszeichen kam. Der Vater erschien klagend bei mir. Ich fragte ihn: „Habt Ihr denn nie nach *Amerika* geschrieben, wenigstens an andere Bekannte, die von hier hinübergezogen sind?“ Er sagte: „Ja freilich; aber es kommt keine Antwort!“ Gewitzigt durch Erfahrungen ähnlicher Art sprach ich: „Seht, lieber Nachbar, es kommt



häufig vor, dass amerikanische Adressen, statt englisch geschrieben zu werden, deutsch geschrieben werden, das heißt, so wie man sie ausspricht, nicht aber, wie sie geschrieben werden müssen, damit die Briefe recht ankommen. So hat Euer Sohn auch gewiß anfangs seine Adresse falsch angegeben. Kommt damit her, damit ich sie selbst für Euch auf den Briefumschlag schreibe, wie es sich gehört!“

Meine Vermutung war in der Tat richtig gewesen. Der Vater brachte die Adresse, die greulich entstellt und die offenbar lautgetreu nur nach der *Aussprache* niedergeschrieben war. Ich rekonstruierte die verpfuschte Adresse nach bestem Ermessen in englischer Schreibart, und riet dem Nachbar, sofort seinem Sohne nach Amerika zu schreiben. Er tat es; der Brief kam im fernen Westen an, und bald darauf antwortete der wirklich nicht undankbare Sohn seinem Vater mit Brief und Geld. Fortan musste ich infolgedessen alle Briefe nach Amerika dem Nachbarn sowie noch vielen aus der Umgebung die Briefe nach Amerika selbst adressieren.

Da kam mir der Gedanke wie mit Blitzesgewalt: „O, wie schön wäre es doch, wenn alle Erdbewohner, statt der heillos verzwickten, unlogischen und unpraktischen Orthographien, wie es ganz besonders die englische, aber auch die russische, polnische, schwedische und deutsche sind, ein *gemeinsames Alphabet*, eine gleichmässige Orthographie, ja sogar vielleicht eine einzige allgemeine *Korrespondenz-*

*sprache* besäßen! Wieviel Ärger, Schmerz, Zeit- und Geldverlust würde da vermieden! Denn nach nur oberflächlicher Berechnung, laufen, infolge der unglückseligen Orthographien der Natursprachen alljährlich beim Oberpostamte zu Washington vier und eine halbe Million *unbestellbarer* Briefe ein, darunter gegen vierzigtausend Wertstücke, einzig zufolge solch heillosen Adressen, wie sie mein Nachbar und sein Sohn einander schrieben, bevor ich hilfreich ins Mittel trat.“

Sofort ging der rührige Mann ans Werk; er entwarf sein *Weltalphabet* in den ersten Tagen des Jahres 1878, wie dies sein Manuskript ausweist, und versandte es am 23. Feber 1878 an die Dekane der philosophischen Fakultäten sämtlicher europäischer Hochschulen; desgleichen schickte er es am 6. Mai 1878 an den Postkongreß zu Paris und am 14. Juni 1878 an das internationale Bureau des Weltpostvereins in Bern. Hiedurch gelangte es zweifellos in das Archiv für „Post und Telegraphie“, d.h. in das Beiheft zum Amtsblatte der deutschen Reichspostverwaltung. Selbst dem Fürsten Bismarck hatte er sein „Völkeralphabet“ am 11. Juno 1878 dediziert; in eben diesem Alphabet sind auch vom Jahre 1879 ab die Tagebücher geschrieben worden. Doch er strebte *höher* hinaus, um eine Verbrüderung der Menschheit anzubahnen. Immer wieder tritt der Gedanke eines *allgemeinen Friedens* in seinen zahlreichen Veröffentlichungen hervor, und noch

sein letztes Büchlein (Konstanz 1912): „Ein Idealvolk“ enthält die Sehnsucht nach dem ewigen Frieden auf Erden in ergreifender Weise ausgesprochen; im Jahre 1907 aber hatte er sein anmutiges „Goldenes Büchlein vom Frieden (für alle Menschen, besonders für die Friedensvereine)“ erscheinen lassen. Wenn irgendjemand den „*Nobelpreis*“ für Friedensbestrebungen verdient hatte, so war es Johann Martin Schleyer! Er trug aber den schlichten Rock eines — katholischen Priesters, und so zählte er nicht bei den Kindern dieser Welt trotz zahlloser Verdienste um andere! @@

Doch hören wir den Altmeister weiter berichten:

„Vorbereitet wurde meine Schöpfung einer Allsprache durch ein — mit gutem Gewissen kann ich es sagen — dreiundvierzig Jahre langes, fast ununterbrochenes Sprach- und Sprachenstudium. Mit meinem fünften Jahre nämlich begann ein wackerer Vikar meiner Heimatpfarrei mit mir nach dem guten, alten „Bröder“: mensa, mensae ... zu deklinieren ... Alle nachfolgenden Studien machte ich, um zu sehen, wie sich der Menschengeist in den verschiedenen Sprachen vernünftig, praktisch und künstlerisch vollendet ausspricht; ich konnte auf diese Weise meiner Weltsprache so viel als nur immer möglich, den Stempel der Einfachheit, Leichtigkeit, Logik, des praktischen Wertes und des Wohllautes aufprägen, was mir, nach dem einstimmigen Urteile aller gerechten unparteiischen,

religiös und politisch vorurteilslosen Männer aller Völker, die mein Volapük wirklich und gründlich studierten, in der Tat gelungen ist. Meinem allgütigen Schöpfer allein aber habe ich es zu danken, dass ich unstreitig ein angeborenes Sprachtalent besitze, wodurch mein Erlernen der vielen fremden Sprachen von meinem fünften bis fünfzigsten Lebensjahre (in dem mein äußerst überladenes Gedächtnis mit den Millionen von Sprachformen und -Wörtern infolge einer schweren Krankheit bedeutend nachließ) ein fast instinktmäßiges, ungemein leichtes, freudiges, und durch keine bittere Enttäuschung auszutilgendes geworden ist.

Die also vorbereitete, subjektiv rein originelle Idee der Weltsprache (denn ich wusste von all meinen Vorgängern Leibniz, Wilkins, Bachmeier usw. damals *nichts*, und wollte auch später, um originell zu bleiben, nichts von ihnen wissen) ist dann wirklich zur theoretischen Ausführung gelangt. In einer mir selber rätselhaften, ja geheimnisvollen Weise, in dunkler Nacht im Pfarrhause zu Litzelstätten bei Konstanz im Eckzimmer des zweiten Stockes, das in den Pfarrgarten hinaussehau, als ich lebhaft über alle Torheiten, Mißstände, Gebrechen und Jämmerlichkeiten unserer Zeit nachdachte, stand plötzlich das Gebäude meiner Weltsprache als ein Ganzes leuchtend vor meinem geistigen Auge. Um der Wahrheit Zeugnis zu geben und offen zu gestehen, wie mir in jener seltsamen Nacht des März 1879 zu

Mute war, so kann ich nur in aller Dankbarkeit und Demut sagen: Meinem guten Genius verdanke ich das ganze System der Weltsprache Volapük. Am 31. März 1879 stellte ich dann zum erstenmal die Hauptgrundzüge meiner Grammatik schriftlich zusammen.“

Am Schlusse seiner etwas weitschweifigen, aber bei einem so bedeutenden Manne nicht unwichtig erscheinenden Auslassungen, bemerkt der Verewigte schon damals nicht ohne eine gewisse Trauer:

„Seither habe ich aus Liebe zur Menschheit unendlich viele Zeit, Mühe, halbe Nächte, viel Augen- und Nervenkraft, Gesundheit, Geldmittel (Portoaussagen in Tausenden von Mark) meine Pfarrfründe (seit 1885) mit Aufbesserung, Wohnung, Garten, Avancement usw. dieser meiner Idee zum Opfer gebracht, vielfach oft nur Spott, Hohn und Sorgen dafür geerntet, und darf nun wohl hoffen, dass die Menschheit sich mir noch bei Lebzeiten dankbar erweist. Denn es ist noch nicht aller Tage Abend, und so findet sich wohl noch der eine oder andere reiche Mann veranlasst, die spärlich fließenden Einkünfte des Weltsprache-Erfinders (er erhielt damals 1200 Mark jährlichen Pensionsgeldes, wozu noch der Erlös aus seinen Druckschriften kam, von denen er aber viele Tausende im Laufe der Zeit verschenkt aht!) zu vermehren, damit es mir möglich ist, alle Zeit und Kraft ausschließlich dem Ausbaue der Grammatik und des Wörterbuches zu widmen.

Dann wird es mir vergönnt sein, der Verbreitung meiner Sprache in großem Maßstabe zu dienen und mein Werk noch bei Lebzeiten vollendet zu sehen! Hiezu aber gebe der liebe Gott seinen Segen!“

Als Schleyer diese Worte schrieb, stand er auf dem *Gipfel* seines irdischen Ruhmes. Unermüdlich hatten die Leser seiner „Sionsharfe“, in welcher der *erste* Entwurf einer Volapükgrammatik im genannten Jahre 1879 veröffentlicht worden war, für den großen Gedanken geworben; für eine Idee, an die einst Leibnitz, der letzte *Polyhistor*, in seiner Schrift „De Arte combinatoria“ (Lipsiae 1666) als Zwanzigjähriger herangetreten war und deren Verwirklichung er — ohne Erfolg — nach eigenem Zeugnisse dreißig Lebensjahre hindurch angestrebt hatte! Es wird von diesem „Vielwisser“, der in eigener Person fast alle damaligen Universitätsfächer allein hätte lehren können, berichtet, er habe jenen Mann, welcher als erster eine *verwendbare Allsprache* ersinnen würde, als den *größten Mann seines Jahrhunderts* bezeichnet! Ist dem so, so kommt dem katholischen Priester Johann Martin Schleyer für das 19. Jahrhundert, das freilich auf anderen Gebieten auch *große* Männer sah, jedenfalls für die Sprachenkunde und Verkehrsförderung dieser Ruhmestitel in vollem Umfange zu!

Freilich ging Schleyers mühevollle Arbeit anfangs nicht ohne heftige und erbitterte Gegnerschaft voran. Abgesehen davon, daß „kein Prophet in seinem

Vaterlande genehm ist“, zeigte sich die Nachwirkung des eben abflauenden *Kulturkampfes* auch auf diesem — anscheinend so neutralen Gebiete. Hierauf deutete sogar der Haller Hochschullehrer professor Dr. *Alfred Kirchhoff* (gestorben 1910) hin, und zwar in seinem Artikel: „Volapük und Halbbildung“ (in „Rund um die Welt“, Wien, Jahrgang 1888, Nr. 2 vom 15. April, S. 19). Er führte da unter anderem aus: „Es ist auch Halbbildung, wenn ein gelehrter Arabist oder Sanskritist über Volapük urteilt, ohne von diesem viel mehr als den Namen zu kennen und stolz sich der Verpflichtung, den zu beurteilenden Gegenstand erst genauer kennen zu lernen, entzieht, indem er sich in die Brust wirft mit den Worten: „*Weiter brauche ich gar nichts von dem Volapük zu wissen, als daß es von irgendeinem Pfaffen erfunden worden ist!*“ — Wie man sieht, gab es schon damals nicht wenige, die „voraussetzungslos“ einfältig urteilten, sobald es sich um einen katholischen Geistlichen handelte. „Was kann den Gutes von — Nazareth kommen?“ fragten aber gleichsam auch viele Glaubensgenossen des plötzlich in den Vordergrund tretenden Mannes von Litzelstetten („Kleinstadt!“). Es ist ja von jeher ein seltsames Merkzeichen bei *Katholiken* gewesen, daß sie ihre *eigenen großen Männer* kaum kennen, aber umsomehr vor den Weltgötzen, die ihnen eine christus- und kirchenfeindliche Presse mit lautem Geschrei anpreist, auf den Knien liegen! Für diese

„*Weltkatholiken*“, die ihrer heiligen Kirche und ihren Dienern nur mit Nasenrümpfen gegenüberstehen, schrieb der geistreiche irische Schriftsteller Kanonikus Dr. *Sheehan* (gestorben 1913) die Worte nieder: „Der alte Schrei: „Kann denn etwas Gutes von Nazareth kommen?“, ist in den Herzen der Weltkatholiken unserer Zeit, wenn er auch nicht auf ihren Lippen ist. Sie sind bereit, jedes Ding zu bewundern, vorausgesetzt, daß es nicht unter der Gutheißung der Kirche an sie herantritt. Sie wollen gern hundert Meilen Weges machen, wenn sie in einem Konzertsale eine Messe — etwa ein Requiem von Beethoven — singen hören können von irrgläubigen oder vielleicht völlig ungläubigen Künstlern. Die *kirchliche* Musik aber ist für sie die barbarische Redeweise der Philister. In der Philosophie forderte man sie auf, Platon zu bewundern, nicht aber den ihm tausendfach überlegenen Apostel Johannes. Porphyrius und Plotinus kennen sie, aber den redengewandten Martyrer Justinus und den immer schlagfertigen Meister Tertullian nicht einmal dem Namen nach. Das Zwittergriechisch eines Lucian wird von ihnen bewundert, von den feinen griechischen Schriften des Alexandriner Klemens und des gewaltigen Origenes ist ihnen auch nicht eine einzige bekannt. Sie haben gehört und nehmen es mit Eifer an, daß in den Schriften des Plautus und Tibullus, des Bion und Moschus verborgene Schönheiten ruhend; wer aber von diesen Leuten hätte jemals von



den überaus zarten Redegebilden des Syrrers Ephrem vernommen? Sie wissen hinreichend Bescheid im Leben und Wirken des Giordano Bruno, was aber kennen sie von Thomas von Aquin? Kant, Fichte und Spinoza nennen sie vielleicht die Halbgötter der Wissenschaft, was aber wissen sie über Bonaventura, Suarez und Vasquez zu sagen? Spencer und Darwin sind ihnen geläufige Namen, von Euler und Tycho Brahe aber wissen sie nichts. Und doch drei Viertel aller Erfindungen der Welt haben Katholiken zum Urheber! Darunter sind zahllose Priester und Ordensleute. Alle Redner des Heiligtums, die groß waren, waren katholisch; desgleichen fast alle Weltentdecker waren Katholiken. Fast alle großen Dichter und Musiker standen dem katholischen Glauben nahe oder doch ihm seltsam freundlich — selbst als Ungläubige — gegenüber ... Wir Katholiken erobern die Welt und beugen uns dann vor *ihren* Götzenbildern; wir leiten sie und lassen uns dann vor ihren Siegeswagen spannen. Ja, ihr Katholiken kennt alle möglichen Dinge der Welt — *nur nicht die Größen, die euere Religion geschaffen und entwickelt hat!*“

Doch kehren wir zu unserem Helden zurück! Selbst Spottgedichte auf ihn und sein geniales Werk wurden in die sogenannten Witzblätter und Tageszeitungen befördert, besonders gilt dies von Frankreich, wo man „vol à pic“ auf Volapük reimte. So viele Tausende sich aber auch durch den billigen

Hohn und niedrigen Neid von der Erlernung der „Allsprache“ abhalten ließen, es blieben und erstanden ihr doch noch genug *begeisterte* Anhänger, so daß der leutselige Ersinner, dessen Gestalt mit seinem schon damals stark ergrauten *Barte* und seinen klaren, aber im Getriebe der Gedanken etwas unstet leuchtenden blauen Augen seltsam fesselte, dem ersten allgemeinen Volapükkongresse in *Friedrichshafen* am Bodensee (1884) vorsitzen konnte. Viel großartiger gestaltete sich indessen im Jahre 1887 der *Münchner* zweite Kongreß. Aus allen Teilen der Welt, von den Angehörigen von mehr als dreißig Nationen waren Telegramme und Abgesandte ershcienen. Das große Werk hat allem Anscheine nach nun festen Grund und Boden im Völkergewirre gefunden. Mit ungemeiner Begeisterung wurde von den zahlreichen Kennern und Gönnern der Einheitsprache die Volapükhymne, welche F. Zorell gedichtet und die der Altmeister selbst vertont hatte, gesungen. Da rauschte es durch die weite Halle des Versammlungsrumes erst auf Deutsch und dann in Volapük:

1. Friede, Brudersinn zu pflegen,  
Eintrachtssinn sei uns Panier!  
Jauchzet diesem Werk entgegen!  
„Eine Sprache“, ruft mit mir,

„Gelte auf dem Erdenrund  
Das erstrebe unser Bund!“

2. Kündet! Was kann also mehr  
Aller Menschen höchstes Wohl?  
*Eine Sprach'* wird Heil uns lehren,  
Wenn sie tönt von Pol zu Pol.  
Darum sei dem Weltall kund:  
*Eine Sprach'* dem Erdenrund!
  
3. Hoch denn lebe diese Sprache  
Und der geistvoll sie erfand! —  
Und wer fördert diese Sache,  
Rufe weit durch Meer und Land:  
*Eine Sprache sei, ein Mund,*  
Auf dem ganzen Erdenrund!

Aus diesen vollklingenden Hoffnungsworten könnte der Leser leicht entnehmen, es sei die letzte Absicht der Volapükisten gewesen, *die National-sprachen ganz zu verdrängen*. In der Tat hat man Schleyer auch des öfteren vorgehalten, er habe kein Gefühl für die Muttersprache — und er ermangelte in seiner Internationalität der Vaterlandsliebe. Diese Vorwürfe sind völlig haltlos. Schleyer selbst entgegnete auf den ersten Einwand: „Die Weltsprache erstrebt *nichts* Unmögliches; es ist aber unmöglich, die Muttersprache zu verdrängen. Gerade das Gegenteil davon hat das Studium des Volapük zur Folge; wer

immer nämlich sich damit *ernstlich* befaßt, wird zu einem streng logischen Denken *gezwungen*, indem er jetzt bei der *Übersetzung* alles, was nur seiner Muttersprache eigentümlich ist, viel schärfer ins Auge faßt und in *allgemein* verständliche Ausdrucksformen umwandeln muß; demnach fördert das Studium der der Fremdsprache — also auch des Volapük! — die *eingehende* Kenntnis der angestammten Sprache.“

Hinsichtlich des zweiten Einwandes, der nicht selten aus persönlicher Abneigung oder Mißgunst gegen den schlichten Mann im Priesterrocke erhoben wurde, will ich hier nur auf die prächtigen Gedichte Schleyers in seinem jetzt selten gewordenen Werkchen „Bellona“ (Vaterländische Kriegslieder und Balladen aus den Siegesjahren 1870—1871 [Erlös für deutsche Invaliden], Litzelstetten 1871. Im Selbstverlage des Verfassers) hinweisen. Neben der Zueignung des Büchleins: „Den ruhmgekrönten Heldenöhnen Germanias von 1870 und 1871 in Bewunderung und Hochschätzung gewidmet vom heimischen Sänger“, zeigt es vorzüglich, eine welch innige Vaterlandsliebe im großen Herzen dieses einzigartigen Mannes glühte und wirkte.

Diese Gedichte, für die zudem der Verfasser noch eigene Melodien in Noten setzte, wiegen Dutzende gewisser Vaterlandslieder in deutschen Lesebüchern und ähnlichen Sammlungen an Gehalt und echtem Schwunge auf. Leider gestattet es der Raum nicht,

einige solcher Proben glänzender vaterländischer Dichtung Schleyers zu bringen; das aber sei wenigstens nicht unerwähnt gelassen, daß noch gelegentlich der chinesischen Wirren im Jahre 1900 Schleyer mit großer Mühe und nicht unbeträchtlichen Kosten ein chinesisch-Deutsches und „weltsprachliches“ Wörterbüchlein drucken ließ, welches er den deutschen Erstürmern der Takubasteien widmete, von denen er zahlreiche Abzüge kostenlos den deutschen Militärverwaltungen übersandte und zur Verfügung stellte. Gewiß ein *besserer* Patriotismus, als das ewige Geschrei knauseriger Überdeutscher und Alldeutscher in Reden „fürs Vaterland“ gegen die sogenannte schwarze Internationale! —

Nach dem Jahre 1887, in welchem Schleyer in wohlmeinender Absicht den Wünschen seiner Freunde nachgebend seine „Akademie der Weltsprache“ geschaffen hatte, in die als höchste Instanz die hervorragendsten Volapükisten aus den zivilisierten Völkern aufgenommen werden sollten, entstand leider ein klaffender Riß in der siegreich vorwärts geschrittenen Bewegung; denn mehrere von diesen Akademikern, so besonders der Lehrer an der Handelshochschule in Paris, Prof. Kerckhoffs, und Julius Lott in *Wien*, welcher letzterer sogar kurz vorher in der Hartlebenschen Sammlung (Leipzig) eine gute Volapükgrammatik herausgebracht hatte, fühlten das Bedürfnis, sich auf eigene Füße zu stellen und dem genialen Altmeister *ihre* Pläne

behufs Umformung und Gestaltung der Wörter gebieterisch aufzudrängen. Freilich waren manche dieser Vorschläge *nicht* übel; ihre Ausführung mußte in der Tat das Schleyersche Volapük verbessern. So begreift es sich denn auch, daß der Ersinner, wenn auch erst nach langem Zögern, da jede Änderung des Bestandes der Einheit gefährlich war, in verschiedenen Punkten nachgab; so nahm er beispielsweise den bis dahin sehr verpönten Buchstaben „r“, dessen Aussprache den Chinesen schwer fällt, wieder häufiger in seine Neubildungen auf; ja, er modelte viele schon längst eingeführte Wörter in dieser Weise um, so machte er aus lelod = Eisenbahn jetzt „ferot“, aus gletik = groß jetzt „gretik“, aus dlinön = trinken jetzt „drinön“, desgleichen wurde aus tlon „tron“ (Thron), aus velat „verat“ (Wahrheit) usw.

Gerade diese *Umformungen* der alten Wörter wurden dem Volapük verhängnisvoll, zumal manche Neubildungen nicht etwa nur in *einem* Buchstaben sich von den schon eingebürgerten unterschieden; da hatte man früher plofed (Professor) zu lernen, jetzt „profesan“, was freilich besser klang; früher hieß es gäl (Freude), jetzt aber „fred“ usw.

Man kann sich denken, daß der Wirrwarr alsbald begann, zumal da Schleyer noch nach dem Jahre 1888, in dem er eine unsinnig hohe Auflage seiner „*Mittleren Grammatik der Weltsprache*“, in *zehnter* Auflage hatte drucken lassen, keine neue, nach den

Umformungen sich richtende gleichwertige *Grammatikausgabe* mehr erscheinen ließ.

Bei seinem Tode wurden noch viele hundert Exemplare jener zehnten Auflage gefunden. Wer also nach dem Jahre 1888 diese Grammatik sich kaufte, mußte sogleich „*umlernen*“, damit er das Volapük des Zentralamtsblattes, welches Schleyer jeden Monat herausgab und das jeder eifrige Volapük halten sollte, verstehen konnte; zum mindesten hatte er sich gleich das Werkchen der „Gudumots volapüka“, d. h. der weltsprachlichen *Verbesserungen* anzuschaffen und auf Grund derselben das der Grammatik angeheftete Wörterbuch zu ändern — eine höchst verdrießliche Arbeit. Schleyer selbst sah dies ein; deshalb ging er, der mehr als Sechzigjährige, an die Schaffung eines neuen, auf 100.000 Einzelwörter berechneten „*Großen* Wörterbuches der Universalsprache Volapük“: es war die *fünfte* Auflage desselben. Unter seinem alten Wahlspruche: „Menadè bal püki bal!“ (d. h. *Einer* Menschheit *eine* Sprache! Unam uni generi humano linguam!) erschien im Jahre 1897 im Verlage von Schleyers „Zentralbureau der Weltsprache“ zu Konstanz am Bodensee (Schottenstraße) der Anfang des deutsch-weltsprachlichen Teiles, und zwar der Buchstabe A; dieser allein umfaßte 223 Druckseiten in Kleinoktav! Es war eine geradezu staunenswerte Arbeitsleistung; denn ungezählte *neue* Wörter fanden sich vor; hatte doch derselbe Buchstabe A in der vierten

Auflage im gleichen Formate (vom Jahre 1888) nur 47 Seiten umschlossen. Der unermüdliche Greis mochte aber wohl einsehen, daß er bei solch *eingehender* Behandlung jedes Buchstabens nicht mehr zu Ende kommen würde, und so entschloß er sich denn im folgenden Jahre 1898 schweren Herzens, statt des „großen“ ein „mittleres“ Lexikon (es war die elfte Auflage desselben) fertigzustellen. Trotz ungezählter Schwierigkeiten und unaufhörlichen Geldmangels hat es Schleyer von 1898 bis 1909 fertig gebracht, 66 Druckbogen dieses mühevollen Werkes herauszugeben. Auf diesen 1056 Seiten in Kleinoktav sind die Buchstaben A bis S (das letzte Wort ist supilotan = Steuermannsmaat) berücksichtigt (der Buchstabe A zählt hiebei 111 Seiten). Den Rest der alphabetisch geordneten Wörter hat Schleyer wenigstens handschriftlich hinterlassen, so daß eine Vollendung des Druckes nach *seinen* Plänen im Bereiche der Möglichkeit liegt. Als Schleyer im 79. Lebensjahre stand, entfiel die Feder seiner müden Hand, zumal, da ihm auch die durch viele Nacharbeit geschwächten Augen je länger desto mehr den Dienst versagten. Er mußte sogar das Erscheinen seines „Amtlichen Zentralblattes“ einstellen, welches zuletzt noch in verkleinertem Formate herausgekommen war, nachdem etwa zehn Jahre lang (von 1896 bis 1906) der Grazer Professor Karl Zetter seinem Freunde Schleyer die Last der Redaktion abgenommen hatte. Nicht ohne Ergriffen-



heit wird der Leser folgende Äußerung aus einem Briefe des Verstorbenen vom 22. Jänner 1911 an den Verfasser dieses Lebensbildes erfahren. Der Altmeister schrieb: „Bester Freund, wenigstens 2000 Mark sind notwendig, um mein Wörterbuch zu vollenden ... Ein Millionär gebe mir 2000 M., und ich bin zufrieden. Für Sporttorheiten hat man Millionen; für mein großes Friedenswerk keine dürrn Bohnen. — O schlechte Menschenwelt! schäme dich zu Tode! — Mir muß es halt gehen wie dem armen Torquato Tasso, der am Vorabende seiner Krönung — starb. ... Das Leben verleidet mir bald, da mich alles nur quält, nichts mehr freut. — Worte hab' ich nun genug gehört; ich möchte noch einmnal im Leben Taten sehen. Meinen Fluch allem Geld, das schlecht verwendet wird!!!“ — Am Schlusse seines letzten, am 2. August 1912 an mich gesandten Schreibens sagte der edle Greis: „Man hätte mich unerseits besser unterstützen, statt beneiden sollen; dann wären gewisse Leute nicht so frech betreffs Volapük geworden!“ —

Unter den wenigen freudigen Ereignissen, die des Erfinders letzte zwanzig Lebensjahre betrafen, war die Ernennung zum *päpstlichen Geheimkämmerer* im Jahre 1894 eines der hervortretendsten. Mit inniger Dankbarkeit gegenüber der *Kirche* sprach er gern davon; ihr war er ja stets musterhaft treu zugehan und hatte sie in zahlreichen Dichtungen seit Jahrzehnten gepriesen und verherrlicht. Ich nenne hier

nur seine größeren Schriften: „Christiana“, „Es ist ein Gott“, „Kyriaka“, „Parakletia“, „Carmina Jubili“ (lateinische Lieder zu Ehren Pius' IX, 1877), „Ecclesiastica“ (lateinische Lieder zu Ehren Leos XIII., 1879), „Für Rom“, „Die Helden von Mentana“, „Psalmen der Heiligen“, „Philalethes“, „Stufen der Vollkommenheit“, „Mariana“, „Wissenschaft der Heiligen“, wozu das fünftaktige biblische Drama „Elias der Prophet“ (1907) und das Oratorium „Andreas Hofer“ (3. Abdruck, Konstanz 1891) kommen.

In den letzten Lebensjahren sah der Hochbetagte, der nicht mehr mit alter Rührigkeit an der Vorwärtsbewegung des Volapük arbeiten konnte und nur gelegentlich eine kräftige Äußerung gegen das sein Geisteskind verdrängende „Esperanto“ veröffentlichte, einen alten Kämpen nach dem anderen ins Grab sinken, und oft mögen seine Gedanken bei den ehemals siegreichen Schlachten seiner *Mannesjahre*, die er im Kampf gegen Vorurteil, Neid und Haß zu schlagen hatte, gewelt haben.

Gewiß wird die Zeit kommen, wo sich die „Welt“ auf den geistvollen Mann, der jetzt in kühler Erde hoch oben auf dem Bergfriedhofe bei Konstanz ruht, besinnt, dann wird eintreten, was Schleyer so häufig nicht ohne Bitterkeit aussprach: Man wird dem Toten kostbare *Denkmäler* setzen, während man für den Lebenden nicht einmal eine bescheidene Summe zur Fertigstellung des ver-

mehrten Lexikons übrig hatte. Ja, man wird sich wundern, daß solch ein Mann schließlich *einsam* seinen Weg hat wandern müssen, und daß insbesondere seine Glaubensgenossen und vor allem seine Amtsbrüder kein nachhaltiges Interesse für sein großartiges Werk gehegt haben! — Freilich, bei seinem Begräbnisse hat man nicht gesäumt, ihm die „letzte Ehre“ zu erweisen. Von weither sind Leidtragende, darunter auch 25 Geistliche, zum Trauerhause in Konstanz, Schottenstraße 37, geeilt. Der Münsterpfarrer, Herr Weiß, den der Verewigte noch selbst wenige Tage zuvor, wie es seine Tagebuchnotiz vom 7. August 1912 besagt, in sein Amt eingeführt hatte, widmete ihm herzliche Worte der Anerkennung und Liebe. Er führte des weiteren aus, was ein *Extrablatt der „Konstanzer Nachrichten“* vom 16. August 1912, dem Sterbetage des seltenen Mannes, in die Worte gekleidet hatte:

„Prälat Schleyer war ein tieffrommer Priester; er war ein Menschenfreund von seltener Herzensgüte. Nicht nur besaß er die Eigenschaft, den vielen Hilfesuchenden Mittel für manches *körperliche* Leid zu dienen, er gab auch aus dem Schatze seiner reichen Erfahrungen, seines stets liebeich gestimmten Herzens, seiner priesterlichen Erbarmnis geistigen und seelischen Trost. Viele wissen davon zu erzählen... Sein ganzes Wesen zeichnete sich durch anziehende Offenheit und strengen Gerechtigkeitssinn aus. Der Verkehr mit ihm war geistig

anregend, Wer einmal mit ihm in Unterhaltung kam, der merkte bald, welch seltener Geistesreichtum aus diesem Manne sprach, wie er beinahe in verschwenderischer Weise aus Gedanken Goldmünzen schlug. In seinen letzten Lebensjahren freilich sprach er mit einer gewissen schmerzlichen Enttäuschung von seinem Lebenswerke, dem Volapük, das nicht jenen Siegeslauf genommen hatte, der ihm anfänglich gesichert schien. *Andere kamen und stellten sich auf das von ihm gelegte Fundament; das war freilich ein Reif auf dieses rastlos arbeitende Menschenleben. Immerhin bleibt das Verdienst bestehen, daß ein katholischer Priester auf dem Gebiete der Weltsprache als Schrittmacher vorangegangen ist!*“

Gewiß! es war ein kalter Reif, der sich immer erdrückender auf dieses köstliche Menschenleben senkte; wäre mehr warme Freude darin zu finden gewesen, so hätten wir den edelsinnigen Förderer echter Kultur vielleicht noch manches Jährchen in unserer Mitte sehen können; so aber zog sich, wenn auch langsam, sein Geisteskind, seine „Weltsprache“, von ihm zurück; die treuesten Helfer sanken ins Grab; ihm selber ward das Leben zur Last und das Sterben erwünscht. In diesem Sinne gelten auch von ihm Viktor Hugos schlicht-innige Worte:

„Er schläft, dem das Geschick gar selt'ne Pfade  
wies;  
Er starb dahin, als ihn sein Geisteskind verließ.  
Gleichwie der Tag entweicht, wenn still die Nacht  
anbricht,  
So zart erlosch in ihm des Lebens mildes Licht.“

